## III. Vermischtes.

In einem Aufsatz über „*Vortragskunst und Gedichterklärung*", erschienen im letzten Heft von „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule" weist Ernst Luettge, Leipzig, darauf hin, dass mit dem üblichen Erklären des Inhalts, dem Herauschälen des Gedankenkerns, der Vertiefung in den ethischen Gehalt eines Gedichtes und der zusammenhängenden Inhaltsangabe die Aufgabe des Lehrers erst halb gelöst ist. „Will er das Gedicht als Kunstwerk zur Geltung bringen," so führt Luettge aus, „so muss er den Inhalt nicht durch sich allein, sondern eben durch die gegebene künstlerische Form wirken lassen, er muss also jenes „wunderschöne Klangbild", das den Dichter zum Schaffen begeisterte, in das Ohr der Schüler zu leiten versuchen." Eine wesentliche Aufgabe der Vorbereitung für die Literaturstunde sollte darin bestehen, neben dem Gedankeninhalt auch die Sprache des Gedichtes zum Gegenstand des Nachdenkens zu machen; nicht um darüber mit den Schüern zu reden, sondern um sie möglichst vollkommen im Sinne des Dichters, also mit allen ihren Klangschönheiten nachgestalten zu können. „Ich weiss nicht", so schliesst der Verfasser, „wit weit der heutige Seminarunterricht sich der Pflege der Vortragskunst annimmt; auf jeden Fall kommt es ja auf den einzelnen Lehrer für den Literaturunterricht an, inwieweit entsprechende Lehrplanbestimmungen verwirklicht werden. Dass das Seminar hier eine wichtige Aufgabe zu lösen hat, darauf hat schon Salzmann in seisem „Plan zur Erziehung der Erzieher" hingewiesen. Er hält den Anschluss eines Schauspielhauses an das Seminar für wünschenswert, „in dem die Erzieher monatlich ein paar Schauspiele aufführten, um Ton, Miene und Anstand des Körper zu bilden." Für heutige Verhältnisse hat daraus wenigstens der praktische Hinweis Geltung, dass den Seminarzöglingen Gelegenheit zu geben sei, ihren Vortrag an guten Mustern zu bilden und sich selbst in dieser Kunst fleissig zu üben. Es ist dabei an den Besuch des Theaters und von Rezitationen berufener Vortragskünstler zu denken, wodurch die unterrichtliche Anleitung zum guten Vortrag ergänzt werden müsste. Auf diese Weise würden die theoretischen Kenntnisse aus der Metrik und Poetik erst den rechten anschaulichen Inhalt bekommen."

In der „Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik" nimmt Bruno Meyer, Berlin, Stellung gegen einen von Hermann Bahr im Berliner Tageblatt veröffentlichten Aufsatz „Die Kunst und das Kind", in welchem der Rousseausche Vorwurf ertönt, die ganze *heutige Erziehung* sei nichts weiter als eine *Zerstörung der Sicherheit, der Freudigkeit, der Ursprünglichkeit des Kindes.* — „In gewissem Sinne allerdings und mit Recht", entgegnet hierauf Meyer. „Denn das ist Sinn, Zweck und Wirkung der Kultur. Und wie körperlich die Ontogenie in schnellem rekapitulierendem Gange die Stadien der Phylogenie durchläuft, so stellt die Erziehung (im umfassenden Sinne, als die Gesamtheit der auf die Heranbildung des Individuums gerichteten Bemühungen) in gedrängtem Auszuge die Kulturentwickelung der Menschheit in und an dem einzelnen dar und her. In seiner Ursprünglichkeit kann weder das Kind dereinst in einer Kulturwelt durchkommen, noch die Kulturwelt mit dem erwachsenen, ausgebildeten, d. h. Volksmensch gewordenen Kinde etwas anfangen. Wem der Bruch dieser Ursprünglichkeit wehe tut, der mag Weltschmerz-Trübsal blasen; aber er wird vergeblich streben, das Rad der Zeit rückwärts zu drehen." Auf die Forderung Bahrs: „Erziehung muss warten, bis das Kind ruft" antwortet Meyer — und das auch im Rousseauschen Sinne: „Nein! Erziehung muss machen können, das das Kind ruft! Das ist das Kunststück! Suchen kann man nur etwas, von dessen Existenz man weiss. Nicht auf dem Suchen liegt der Ton, sondern auf dem Finden, oder so: Erziehung soll das Kind finden lassen, wovon der Erzieher wünscht, dass es danach suche und es (unter seiner unmerklichen Beihilfe) finde. Diese Selbstbetätigung und die Freude an dem Erfolge seines Suchens belebt das Kind und weckt, erhält und mehrt sein Interesse für den Unterricht."

Die wichtigsten Ergebnisse der *experimentellen Untersuchungen über das Lesen* hat Dr. Jakob Schwender zusammengestellt. Die deutschen Buch-

staben sind weniger vorteilhaft als die lateinischen und die grossen deutschen Buchstaben wiederum weniger empfehlenswert als die kleinen. Intensitätsänderungen, wie sie beim Tageslicht vorkommen, sind für die Lesetätigkeit völlig belanglos. Sinkt jedoch die Beleuchtung unter drei Meterkerzen, so macht sich rasch eine negative Einwirkung bemerkbar. Unter den künstlichen Lichtfarben ist das weisse Licht entschieden vorzuziehen. Damit hängt aufs engste zusammen, . dass weisses Papier eine vorteilhaftere Wirkung ausübt als braunes, graues oder gelbes. Hinsichtlich des Lesens des Kindes ist zu bemerken, dass das Kind zuerst Buchstabenlesen zeigt bis vielleicht zum 11. Jahre; alsdann wird in einem psychischen Akte ein Wortbild optisch und akustisch-motorisch erfasst.

In dem Organ der Ungarischen Gesellschaft für Kinderforschung „A Gyermek" (Das Kind) berichtet L. Nemes über die *Wirkungen von 150 Lichtbildern auf Kinder*, die er bei seinen gelegentlichen Besuchen von Kinos feststellen zu können glaubt. Sie bestimmen ihn, dem Kino einen geistigen Wert zuzusprechen. Nemes kommt zu der Forderung, dass die Schulen ihre eigenen Kinobühnen besitzen sollen, deren Erwerb nicht zu teuer ist und deren Erhaltung keine grossen Ausgaben verlangt, weil die Films unter den Schulen ausgetauscht werden können. Besitzt die Schule kein Kino, so ist es die Pflicht der Lehrer, die Kinder zum Besuche einwandfreier Kinematographen anzuhalten, bezüglich sie über die Schundfilms aufzuklären. In Verbindung hiermit ist eine Anordnung des Gemeinderats von Beierfeld von Interesse, nach welcher Kinotheater angehalten sind, für Schulkinder und Fortbildungsschüler besondere Vorstellungen zu ermässigten Preisen zu geben, unter Vorbehalt der Wahl der Vorführungsstücke. Kinder dürfen zu Abendvorstellungen überhaupt nicht und Fortbildungsschüler und junge Leute unter 16 Jahren nur dann zugelassen werden, wenn die Bilder für das Jugendalter als geeignet erscheinen.

Als Professor Hugo Münsterberg in New York in einer Sitzung des Komitees, das die Arrangements für die hundertjährige Friedensfeier zwischen englisch sprechenden Völkern in Händen hat, die sehr zeitgemässe Warnung ergehen liess, dass die hundertjährige Friedensfeier eine Gefahr in sich birgt, sagte Herr Andrew Carnegie, nachdem er das Lob der Deutschen gesungen: „*Wir sprechen zufällig Englisch.*" „Dem ist nicht so", bemerkt hierzu Adolph Timm in den Mitteilungen des deutschamerikanischen Nationalbundes. „Als die erste gesetzgebende Körperschaft des Staates Pennsylvania, mit einem Mühlenberg als Sprecher, darüber abstimmte, ob Deutsch oder Englisch die Landessprache sein solle, da herrschte Stimmengleichheit. Aus Patriotismus gab Mühlenberg die entscheidende Stimme für die englische Sprache ab. Dies war zu einer Zeit, als es mehr deutsche Zeitungen in Pennsylvanien gab als englische, und deutsche Bücher gedruckt wurden, darunter die Bibel in zwei Auflagen, während an den Druck englischer Bücher noch gar nicht zu denken war. Wir sprechen also nicht zufällig Englisch, sondern Dank dem Patriotismus eines Deutschen."

Erklärt da — so erzählt man der „Köln. Ztg." — ein Gesangsmeister seinen Sextanern das *Heideröslein* und entlässt zum Schluss die sangesmüde Schar mit dem Bedeuten, dass das Lied noch einen tieferen Sinn habe, den die Knaben jedoch erst später begreifen würden. Dieses „später" lässt dem Ehrgeiz eines kleinen Pfiffikus keine Ruhe. Er spornt also auf dem Heimweg seinen Geist an, die ihm von fremder Willkür gezogenen Schranken kühn zu überspringen, und siehe da — es gelingt! Frohen Triumphes voll eilt er nach Hause, fasst die Mutter ab, und es entwickelt sich folgendes Zwiegespräch: „Mutter, kennst du auch schon den tiefern Sinn vom Heideröslein, das wir heute gesungen haben?" „N—ein, mein Junge. Aber weisst du ihn denn?" „Der Lehrer wollte ihn uns nicht sagen, aber ich hab's doch herausgekriegt. Es ist ganz einfach. Die Heide ist Europa, der Rosenstrauch Deutschland, das Röslein Preussen und der wilde Knabe Napoleon. Das Röslein hat ihn bei Jena und Auerstädt auch gestochen, aber gebrochen hat Napoleon es doch. Ist das richtig, Mutter?" Sicherem Vernehmen nach hat der kleine Goethe-Deuter zur Belohnung einen Kuss bekommen, und die Mutter verzichtete sogar darauf, ihn zu belehren, dass die Bücher, die seine Entdeckung widerlegen, von älteren Goetheforschern schon längst geschrieben worden sind.